

Alles begann mit Antonius¹

von Kurt Dantzer

Mit der Geschichte, von der ich berichten will, bin ich Anfang der 60er Jahre durch unseren Hausvater Helmut Kühnau in Berührung gekommen. Er las uns jungen Brüdern vom Weg eines russischen Pilgers vor, der im frühen 19. Jh. auf der Suche nach dem „immer währenden Gebet“ war. Später, Anfang der 80er Jahre, habe ich selber auf diese Weise beten gelernt und bin dabei geblieben. Doch die Geschichte begann viel früher: mit Antonius, den sie später „den Großen“ nannten.

Um 251 n. Chr. wurde er in Come in Mittelägypten geboren. Dort wuchs er als Sohn einer wohlhabenden christlichen Fellachenfamilie auf. Mit 20 Jahren verlor er beide Eltern. Er trat ein reiches Erbe an, zugleich geriet er in eine tiefe Krise. Im Gottesdienst hörte er bei der Lesung des Evangeliums die Worte: „Geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen ... dann komm und folge mir nach“ (Mt 19,21). Dies traf ihn in seinem Innersten. Er entschloss sich, seinen Besitz zu verteilen, und verdingte sich als Tagelöhner in der Nähe seines Heimatdorfes. Dann bekam er eine zweite Berufung. Er solle in die Einsamkeit gehen. So zog er in die Wüste, wo er zwanzig Jahre in einer Felsengrabkammer lebte. Danach zog es ihn in die noch tiefere Einsamkeit eines entlegenen Berges. Dort wurde er von furchtbaren Anfechtungen und heftigen Kämpfen mit Dämonen erschüttert. Er überstand diese Kämpfe nicht nur, er bestand sie als Sieger. Die Menschen, die ihn hinterher zu Gesicht bekamen, staunten über seine gute körperliche und seelische Verfassung. Ein Strahlen sei von ihm ausgegangen. „Er blieb ganz er selber, wie ein Mensch, den der Verstand regiert und der im Einklang lebt mit der Natur.“ So berichtete es Bischof Athanasius, den eine tiefe Freundschaft mit Antonius verband.

Der Weg des Antonius in die Einsamkeit hatte in der Geschichte der christlichen Frömmigkeit weitreichende Auswirkungen. Viele Schüler folgten ihm schon zu seinen Lebzeiten in die Wüste, um ein Leben wie er zu führen. Und das nicht in Selbstgenügsamkeit, sondern um einen *Kampf* zu bestehen: den Kampf *mit sich selbst* und *mit den Mächten des Bösen*. Diese Mächte sahen sie, wie in der Antike weit verbreitet, besonders in den menschlichen Begierden nach Besitz und Macht, Sexualität und Völlerei wirken. Sie sahen sie auch in der Kirche verbreitet, seit die Christen im römischen Reich nicht mehr verfolgt wurden. Ausgehend von den großen Metropolen hatte sich in den christlichen Häusern und Gemeinden Ägyptens ein Lebensstil verbreitet, in dem viele nicht mehr die Nachfolge Jesu erkannten. Wo es übertriebenen Luxus, Ungerechtigkeit und Feindschaft auch unter den Christen gab, wurde das Zeugnis von dem Gott Jesu Christi zunehmend unglaubwürdig.

Wo aber konnte es glaubwürdig gelebt werden? Eine scheinbar paradoxe Antwort bot sich dort an, wo *Askese* (= Übung), wie in der Antike allgemein, noch eine kämpferische, sportliche Note und zudem Zeugnischarakter hatte: in der *Abwendung* von dem Getriebe der Städte auf dem *Weg in die Einsamkeit*.

Tausende von Männern und auch Frauen gingen im 4./5. Jahrhundert den Weg in die Einsamkeit der ägyptischen, der libyschen, der syrischen und palästinensischen Wüsten. Nicht nur aus Motiven, die wir heute vielleicht „spirituell“ nennen würden: Auch viele

¹ Rundbrief des Diakoniekonvents Lutherstift in Falkenburg 1/2012.

Bauern flüchteten auf diese Weise vor der drückenden Steuerlast der römischen Besatzer, manche entzogen sich so auch der Strafverfolgung durch die Gerichte.

Es wurde eine Bewegung, die in ihrer Radikalität das Christentum nachhaltig erschütterte – und belebte! Denn, so wird berichtet, zigtausende von Menschen zogen in Pilgergruppen zu diesen Einsiedlern, den *eremitae* (griech. *eremos* = einsam) hin, um von ihnen Rat und Seelsorge zu erhalten. Dabei führten die sog. *abbas* und *ammas*, die Wüstenväter und -mütter, alles andere als ein beschauliches Leben. Denn sie hatten für ihren Lebensunterhalt harte Handarbeit zu leisten. Und die Besuche der vielen Pilgergruppen erforderten viel Zeit und seelische Kraft.

Die *Kraft* erwuchs ihnen gerade in der *Distanz* zu dem Alltag, von dem sie sich abgewandt hatten. Sie erwuchs ihnen an Orten, an denen sie fast völlig einsam oder, wenn in Siedlungen, so doch für sich allein lebten. Zwar besuchten sie sich gegenseitig und begleiteten einander in ihren eigenen Nöten und Fragen. Vor allem aber verbrachten sie – wenn sie nicht auch die Schönheiten der Wüste genossen – lange Zeiten der Tage und Nächte in ihrer eigenen Behausung, dem *kellion* (= Zelle, kleines Kloster), im Gebet.

Denn in der Nachfolge Jesu zu leben bedeutete für sie, in der *Gegenwart Gottes* zu leben, also im *ständigen Gebet*. Darum wurde es übliche Praxis unter ihnen, den Namen Gottes bei der Arbeit wie bei der Ruhe ständig betend anzurufen – etwa in dem „Kyrie eleison“ oder „Christe eleison“ oder in dem Ruf „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner“. Sie beteten es leise sprechend oder schweigend im Rhythmus des Herzschlags oder des Atems. Und sie taten es in Achtsamkeit für das, was im *Herzraum* betend mit ihnen geschah. Darum wurde ihre Gebetsweise „*Herzensgebet*“ genannt. In dem Namen Jesus hörten sie Gottes erbarmende Zuwendung. Sie wurde ihnen – körperlich und atmosphärisch – spürbar. Zugleich nahmen sie sich in ihrer Widersprüchlichkeit, in ihrem eigenen Abstand zu Gott wahr. So war bei allem, was sie in Angriff nahmen, immer die eine Schlüsselfrage präsent: „Ich – wer bin ich?“

In der Einsamkeit derart mit sich selbst konfrontiert zu sein, führte diese Männer und Frauen in eine tiefe *Demut*. Denn sie lernten ihre Grenzen, ihre Schattenseiten, ihre destruktiven Neigungen schonungslos kennen. Sich aber dem *Erbarmen Gottes* überlassen zu können, der ganz ursprünglichen und unbedingten Zuwendung des Schöpfers, führte sie in eine *Ruhe des Herzens* (griech. *hesychia*), in einen Seelenfrieden, der je länger der Weg in der Wüste dauerte, desto tiefer in ihr Leben und Handeln eindrang.

Diese Ruhe war ein charakteristisches Merkmal der Menschen in der Wüste. Viele wurden darum nicht nur aufgesucht, sondern auch gebeten, in die Dörfer und Städte zu kommen und Rat gebend oder mahnend in das kirchliche, soziale und politische Leben einzugreifen.

Es war es nur eine Frage der Zeit, dass sich die „hesychastische“ Lebensweise und das Gebet des Herzens über die Grenzen der Wüste ausbreitete – bis zu uns hin. Doch das ist eine eigene Geschichte.

Gedenktag des Hl. Antonius, 17. Januar 2012

